DER ERZÄHLER

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Samstag, 10. Dezember 1932

Nummer 84

Das Kreuz.

Die Geschichte des zwölften Schillschen Offiziers,
erzählt von Hans-Eberhard v. Besser.

Der feurig lohende Glutball der Sonne entlauchte dem Meere, der Morgen schritt über die umgoldeten Wellen, die um die flimmernde Küste spielten.

Der Riegel der Zelle kreischte. „Raus! Vorwärts, an die Arbeit!" Die heisere Stimme des Kerkermeisters brach sich an den feuchten Wänden, die Ketten der Galeerensklaven klirrten, sie taumelten vom faulenden Strohlager auf.

Der Leutnant Heinrich von Wedel hielt sich am glitschigen Mauerwerk fest. Pfeifend ging sein Atem. Eine Nacht, zermürbender denn je, war niedergerungen, nicht aber die Dunkelheit seiner Gedanken.

„Frisch auf, Herr Leutnant vom Schillschen Korps, die Pferde sind gesattelt. Hören Sie nicht das Trompetensignal — trara — trara? Hinaus in den Morgen, Galopp — hihi — —!" Der Mitgefangene wälzte sich auf dem Strohlager, sein Gekicher traf Wedel wie ein vergifteter Pfeil. Er fühlte seine Knie wanken. „Gut geruht, Herr Offizier? Etwas schlechtes Lager, wie? Die gestrige Abendsuppe stank wie die Pest, was? Ich verzichtete auf den Fraß und schüttete ihn fort, traf das Lager des Herrn Leutnants, haha!"

Der schwere Schritt des Wärters schleppte sich heran. „Los, verflixt noch mal, wollt Ihr Kerle wohl an die Arbeit!"

Wedel gab sich einen Ruck, die Kette klirrte, als er mit seinem Mitgefangenen die Zelle verließ. Tief holte er Atem, als der weite Gefängnishof sich vor seinen die Helle scheuenden Blicken zeigte. Man stellte sich in Reih und Glied, und noch nie war dem Offizier die Schar der Halunken und Verbrecher, unter die man ihn verbannt, so widerlich gewesen. Noch nie hatten ihn Gemeinheit und Niedrigkeit aus den vertierten Gaunergesichtern so höhnisch angemutet.

Die Aufseher rannten brüllend auf und ab, der Zug setzte sich in Bewegung. Man führte die Kolonne die Hafenstraße hinunter, in dumpfem Trott kamen die Galeerensträflinge von Cherbourg daher. Sie wurden, da die Schiffe vor Anker lagen, zur Zwangsarbeit verwandt. Das Meer umbrandete die starke französische Seefestung, deren Hafen ausgebaut werden sollte. Der Leutnant von Wedel schleppte sich daher, die Kette am Fuße klirrte. Der Gram hatte sein vom Dunst des Kerkers farblos gewordenes Antlitz gezeichnet, seine Augen schienen erloschen, der Nacken war gesenkt.

Eine Nacht, toller als alle vorangegangenen Nächte, lag hinter ihm. Dieser Bursche, dieser Unmensch, mit dem er den gleichen engen Raum teilen, die gleiche verpestete Luft atmen mußte, hatte eine neue Niedrigkeit ersonnen, um ihm die kurze Nachtruhe zu rauben. Der Ekel überwältigte ihn schier, wenn er an das von der schleimigen Suppe verunreinigte Lager dachte.

Er konnte nicht mehr. Schlimmer als alle Erniedrigungen, schlimmer als die Verschickung nach Cherbourg, als die Fron eines Galeerensträflings, war der Ekel, das Leben mit einem Mörder zu teilen. Warum mußte er bei Dodendorf verwundet werden, er, der zwölfte der Schillschen Offiziere? Warum hatte man ihn zur Zwangsarbeit begnadigt, ihn nicht nach Wesel geschafft, wo die anderen als Helden unter den welschen Kugeln zusammengesunken waren? Glücklich, wer sterben durfte; wie beneidete er seine beiden Bettern Wedel, die zu den elf Erschossenen gehörten! Er war am Ende. Dieses Tier, mit dem er seit Monaten zusammenhauste, folterte ihn unausgesetzt. Ein Ende — ein Ende!

Man war auf dem Arbeitsplatz angelangt, die Sonne brannte, und bald lag über den gekrümmten Rücken der Galeerensklaven eine dumpfe Wolke von Schweiß und Staub. Man karrte Steine und Sand für den Hafenbau, die Aufseher standen rauchend dabei — und die an die Fußgelenke geschmiedeten Ketten der Sträflinge klirrten. Der Schillsche Offizier verrichtete keuchend die Arbeit, aus den gedrungenen Verbrechergestalten, mit den niedrigen Stirnen und erbarmungslosen Augen, hob sich die hohe Schlankheit seiner Erscheinung, das fein gezeichnete Antlitz seltsam heraus. Und Wedel arbeitete unter der sengenden Sonne, mit rissigen, blutenden Händen. Da stieß ihn einer jäh zur Seite, spie aus und traf Wedel. Der Offizier sah sich um, während er mit dem Aermel die Wange trocknete, sein Peiniger grinste ihn an. Da schrie es in Wedel auf — ein Ende — ein Ende! Rot schien alles um ihn, sein Herz jagte, er umkrallte einen mächtigen Stein, er hob ihn auf — alles zerschmettern, diesen Kerl und damit sich selbst — die Zukunft, die Hoffnung auf Freiheit und Heimkehr.

Totenblaß war der Mann, schon schwang er den Stein in den Fäusten empor — da flimmerte etwas im Sand. Sein flackernder Blick erfaßte es. Es wuchs, golden und sonnenumflirrt. Und Wedel warf den Stein dröhnend in die Karre, dicht am Kopfe seines Peinigers vorbei. Er bückte sich wie zufällig und haschte wie ein Ertrinkender nach dem goldenen Glanz im heißen Sand. Er barg verstohlen den Fund, er spürte ihn in der blutenden Rechten — ein Kreuz! Ein goldenes, kleines Kreuz!

Der Leutnant versteckte es, und eine tiefe Ruhe kam über ihn. Er arbeitete, und die Kette klirrte, doch seine gemarterte Seele hatte Halt. Ein Kreuz — dachte er benommen. Im Meeressand ein angeschwemmtes Kreuz — eine mitleidige Welle hatte es ihm in höchster Gefahrenstunde gebracht. Irgendwo da draußen auf dem wogenden Wasser, irgendwann mochte es jemand verloren haben; vielleicht hatten es die verkrampften Hände einer ertrinkenden Frau, einer Mutter gehalten, als ein Schiff unterging. Vielleicht — vielleicht — — Wedel arbeitete, bis die Sonne in der aufflammenden Meerestiefe untersank, bis der Zug in müdem Trott die abenddämmerige Hafenstraße hinaufklirrte. Und als das Meer im Mondlicht träumte, sein verhaltener Laut in die Nacht des Kerkers drang, hielt der Schillsche Offizier noch immer das Kreuz in der heißen Hand — — und es sprach zu seiner geknechteten Seele von Dulden und Erlösung.

Er verwahrte es sorgsam als Talisman und empfand aufatmend, daß es ihm Kraft gab. Der Ekel wich, und grenzenloses Mitleid erfaßte ihn mit dem, der seine Zelle teilte. Die Last der Tage wurde leichter, die Napoleon ihm aufgebürdet. Trug nicht Preußen auch ein Leidenskreuz? Und kamen dennoch Stunden innerster Not, dann strahlte das Kreuz in der Nacht, und Wedel fühlte sich aus den Tiefen der Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung emporgerissen. Er legte das Kreuz auf seine Brust, drängte es hinein in den Schlag seines Herzens; alle Lebensenergien wurden wieder in ihm wach — und er glaubte an Preußen, an die Heimkehr, die Freiheit!

Ein Tag ging in Nacht unter, und ein neuer Tag stieg aus ihr herauf. Und aus Tagen und Nächten wurden Monate. Der Leutnant karrte Sand und Steine; seine Kette klirrte, und seine Hände bluteten.

Da kam das Jahr 1812 und mit ihm die Begnadigung des Galeerensklaven, für den sich König Friedrich Wilhelm III bei Napoleon I. verwendet.

Als im Jahre darauf Wedel mit den anderen die Klinge zog, die das Frührot des Morgens der Freiheit umzuckte, als er die Tage von Cherbourg rächte und für sein Preußen stritt, schmückte ihn bald ein Kreuz aus Eisen. Und in so mancher stillen Nacht, am flackerigen Lagerfeuer legte er das goldene und das eiserne Kreuz nebeneinander. Im Schein glitten ihre Linien zusammen — und der zwölfte der Schillschen Offiziere sah lange empor in die gnadenhafte Helle seliger Sterne.

★

Treffpunkt Terwan, nachts zwölf Uhr! / Skizze von Gerd Land

Der Wirt der kleinen Weinstube lehnte verschlafen an der offenen Tür. Es war sehr spät, Gäste würden nicht mehr kommen. Ein miserables Geschäft. Besonders in den letzten Jahren. Das Gebäude, das dem Lokal gegenüber lag, stand leer. Es war baufällig geworden. Schwamm hatte sich gebildet. Gewiß kein Aufenthalt für eine große Anzahl unmündiger Kinder und heranwachsender Knaben, bestimmt kein geeigneter Ort, Wissenschaften zu lehren und junge Menschen auf das lauernde Leben vorzubereiten. Ja, eine Schule war in dem großen, toten Gebäude untergebracht gewesen, ein Gymnasium. Die Lehrer hatten manchen Schoppen Rheinwein in der Weinstube getrunken, die Schüler ihre Kommerse abgehalten.

Abgestandener Zigarrenqualm zog aus der geöffneten Tür heraus. Die Nacht war klar und mild, die Luft frisch und wohltuend.

Der Wirt zog seine Uhr. Es fehlten nur noch wenige Minuten bis Mitternacht. Nein, es würden keine Gäste mehr kommen. Eben wollte er schließen, da hielt ein Auto an der Bordschwelle. Ein älterer, gut gekleideter Herr stieg aus, entlohnte den Chauffeur und ging an dem erstaunten Wirt vorbei in die Weinstube.

Der Fremde setzte sich, griff nach der Karte und bestellte eine Flasche Champagner.

Ein Selbstmörder! fuhr es dem Wirt in den Sinn. Das ganze Gebaren des Herrn deutete darauf hin, daß er den Sekt nicht bezahlen würde und sich Mut antrinken wollte. Das gab sicher einen Skandal, der die letzten treuen Stammgäste für immer vertreiben würde. Kein Wunder auch, daß sich jener just sein Lokal ausgesucht hatte. Es lag in einem stillen Wohnviertel der Weltstadt ...

„Stilles Geschäft heute abend, Herr Terwan?" erkundigte sich der elegante, hagere Herr. Der Angeredete fuhr herum: „Ich habe Sie noch nie gesehen, mein Herr", sagte er höflich und wartete auf eine Erklärung des Gastes. — „Doch, doch, wir kennen uns. Es ist nun schon einige Jahre her; in sechs Minuten werden genau fünfundzwanzig Jahre vergangen sein, seit ich zum letzten Male Ihr Lokal verließ." Hätte der Gast nicht seinen Namen ausgesprochen, Terwan, der Wirt, hätte geglaubt, es mit einem Irrsinnigen zu tun zu haben.

„Ich heiße Joachiman" sagte der Fremde dann, „aber der Name tut ja nichts zur Sache. Ich erwarte hier einen Freund, den ich fünfundzwanzig Jahre nicht gesehen habe, mit dem ich an jenem letzten Abend, den ich bei Ihnen verbrachte, diesen Tag und diese Stunde verabredete. Hier wollten wir uns wiedersehen. Sie müssen nämlich wissen: Wir beide — Werner Ernat und ich — waren unzertrennliche Freunde. Weiß der Himmel, wir gehörten nicht zu den Musterschülern. Wegen eines tollen Streiches wurden wir beide ein halbes Jahr vor dem Matur von der Schule verwiesen. Beide beschlossen wir damals, auszuwandern, unser Glück in einem anderen Lande zu versuchen. Sollten wir in der Lage sein, das heißt: am Leben und so gestellt, die Reise zu bezahlen, so wollten wir uns an diesem Abend, fünfundzwanzig Jahre nach unserer Abschiedsfeier, an dieser Stelle wiedersehen ...

Die Tür tat sich auf. Ein kleiner, rundlicher Herr war eingetreten. „Joachiman!" keuchte er und lief auf den Hageren zu.

„Also auch Du bist gekommen!" fast gleichzeitig hatten die beiden Männer es ausgesprochen.

„Nun setz' Dich her und laß Dich anschauen! Gut siehst Du aus, mein alter, braver Dicker. Eine gutgefüllte Weste hast Du Dir angeschafft, die Kette darüber ist nicht zu verachten."

„Auch Du siehst nicht schlecht aus, mein alter, lieber Freund. Der Lord, wie er im Buche steht. Elegant. Hast einer Flasche Schampus den Hals gebrochen? Also, ich freue mich wirklich!"

„Sag, was hast Du angestellt?" fragte der Hagere wieder. „Bist Du damals nach Brasilien gegangen?"

„Ja, ich war drüben und habe ein Vermögen gemacht. Und Du? Bist Du zum Theater gegangen?"

„Ich habe eine große Filmgesellschaft drüben in Kalifornien! Hollywood, weißt Du, Sonne, Palmen, schöne Frauen und Meer ... Aber verzeih: Ich habe Dich gar nicht gefragt, ob Du rauchst. Nimm eine von diesen Zigaretten! Sie sind meine Spezialmarke." Er reichte Ernat die teuren, ägyptischen Zigaretten.

„Laß nur! Erst mußt Du eine von meinen rauchen", erklärte der Dicke und zog seine goldene Dose hervor. „Bitte, bediene Dich."

In dieser Sekunde durchfuhr es beide wie ein elektrischer Schlag. Der Filmdirektor starrte in den goldenen Zigarettenbehälter des Mannes, der in Brasilien sein Vermögen gescheffelt hatte: Es befand sich nur eine einzige Zigarette darin, eine von minderwertigster Sorte. Der Filmdirektor kannte diese Marke. Aber bevor der kleine Dicke noch, eine Entschuldigung murmelnd, aus seiner Tasche die Packung Zehnpfennigzigaretten holen konnte, diese in das Etui füllte und die Zigarette, die sich darin befunden — unbemerkt, wie er glaubte —, zu Boden fallen ließ, hatte er noch Zeit, einen Blick auf die Hände seines Freundes zu werfen, die rauh waren und rot, offenbar von vielen Bemühungen, sie zu reinigen.

Die beiden Freunde behielten indes ihre Beobachtungen für sich. Der Dicke aus Brasilien, weil er annehmen mußte, daß der andere die Zweipfennigmarke nicht kannte, jener, weil er annahm, daß dieser seine Hände nicht sonderlich beachtet hatte ...

Das Gespräch ging munter fort. Sie sprachen von Erlebnissen in Süd- und Nordamerika, die zwei. Sie berichteten von Abenteuern mit Frauen, und dann, ja, dann kamen sie auf den tollen Streich zu sprechen, der beide aus der Bahn geworfen. Und sie priesen das Schicksal, das sie dazu ausersehen hatte, in die Ferne zu ziehen und dort ihr Glück zu machen.

Lange hatte der alte Terwan nicht ein so gutes Geschäft gemacht wie an diesem Abend. Der Morgen graute, als die beiden Männer das Lokal verließen. Sie drückten einander die Hände. Dann ging der eine nach rechts, der andere nach links. —

Eine Woche war vergangen. Der rundliche Besitzer des Leihhauses „Pecunia" rauchte eine der Zweipfennigzigaretten, die er letzthin rauchen mußte, da seine Frau ihn äußerst knapp hielt, und betrachtete zärtlich eine goldene Zigarettendose. Der Besitzer hatte sie nicht eingelöst. Der Pfandschein war nun verfallen. Immer, wenn der nunmehrige Eigentümer die Dose ansah, mußte er an die Nacht vor einer Woche denken, für die er ein ganzes Jahr gespart hatte, unbemerkt von seiner Xanthippe. An diese Nacht, da er vor dem Freunde prahlte.

Die Tür tat sich auf. Ein ärmlich gekleideter, magerer Mann trat ein, einen Packen eleganter Kleider auf dem Arm. Er legte die Sachen auf den Tisch des Pfandleihers und fragte sachlich: „Wieviel?" Er sprach wie ein Mann, der im Verkehr mit Pfandleihern Uebung hat.

Da, plötzlich, schrie der Dicke mitten im Taxieren auf: „Mensch, Joachiman!" — Und der Hagere sagte erstaunt: „Du hier, Ernat?"

Auf einmal standen den beiden Männern Tränen in den Augen. Sie schämten sich voreinander.

Die Guarneri.

Skizze von Walther Mitzsch-Berlin.

Der große Saal — Schachbrett der Neugierigen — war voll besetzt. Arpad Steinhauer, der auf der goldsprossigen Leiter zum Weltruhm bereits ein beträchtlich Stücklein zurückgelegt hatte und heute das Violinkonzert von Beethoven spielen sollte, grollte: „Da sitzt Ihr nun, Bauern und Könige, rege Springer und träge Türme. Was besteht eigentlich zwischen uns? Nichts ... Ihr gabt klingende Münze und ich nimme auch den Begnadeten. Ach, und eine Königin? Eine Königin ist nicht unter Euch ..."

Alsdann riß ihn das Zeichen des Dirigenten in den melodischen Strom. „Wir kennen diesen Strom ..." dachte Steinhauer. „Da gibt es keine Klippen, keine Schnellen. Im Schlafe spielt man so etwas wie dieses Konzert. Auch die Kadenz ist kein Fegefeuer. — Laßt Euch nur narren, meine Reben, Ihr Bauern und Türme ..."

Die berühmte Guarneri sang goldklirrende Passagen. Das weltbekannte Thema des ersten Satzes blühte auf, entfaltete strahlende Schwingen und schwebte gegen die gemalte Decke des Saales. Der Virtuose dachte: „Morgen in Düsseldorf. Uebermorgen in Aachen. Ueberall dasselbe. Immer wieder Beethoven. — Aus dem Handgelenk, Ihr Bauern und Türme ..."

Aber dann — entdeckt er die „Königin". Ueber einem lachsfarbenen Gedicht aus Seide war ein olivenfarbenes Gesichtlein, aus dem braune Augen jubelten. Da riß Arpad Steinhauer sich zusammen und baute den Zauberdom des Adagio auf in klingender Kraft. Die Guarneri atmete Schönheit. „In goldene Netze werde ich Dich verstricken, Königin!" — Das Orchester nahm das Finale auf. Dieses ewig junge Dahinstürmen eines blitzenden Jagdzuges. Auf goldbraunen Pferden tänzeln bunte Reiter, und in das grüne Dämmern des Waldes huschen die Fanfaren. „Traláh — tralála ... Traláh — tralála ..."

Plötzlich machten die Bauern große Augen, und die wendigen Springer erstarrten in Schreck. Denn mit einem Knarren „Zuck!" zersprang die A-Saite. Doch Arpad Steinhauer — blitzschnell wandte er sich um, ließ sich vom ersten Konzertmeister dessen Geige geben und spielte auf ihr das Konzert weiter.

Es war ein gutes Instrument, aber gegen die Guarneri ein „Wimmer-Kasten". Arpad Steinhauer ward nervös, raste durch den Part herunter und wurde dann von dem unmelodischen Geknatter der fanatisch bewegten Bürgerhände überflutet. Ernst und abweisend verbeugte er sich und strebte nach dem Künstlerzimmer.

Dort, zwischen verschossenem Plüsch und altmodischem Schnörkelprunk saß schlafend ein alter Saaldiener. Auf dem Marmortisch wartete die Sektflasche — und am Spiegel, vor dem eiskalten, harten Glas, wartete die junge Königin. Sie stand da, die Hände auf den Rücken gelegt, wie ein Bild gegen das Glas geheftet.

Arpad Steinhauer bettete die berühmte Guarneri in goldgelben Sammet.

„Meine Gnädige", sagte er zärtlich, „ich habe leider nicht ..."

„Hören Sie!" wehrte die Königin ab. „Ich bin Gitta Brenner. Die Geige, die Ihnen soeben weitergeholfen hat — — Es war mein Vater, der sie Ihnen lieh. Es ist keine Guarneri, ich weiß. Aber wenn ein Arpad Steinhauer sie spielt, so fallen alle solche Dinge als nebensächlich hin. Was ist schon an den großen Künstlern? Masken tragen sie. Aber das Publikum ist ja dressiert. — Der fabelhafte Steinhauer! Ein Seiltänzer! Und heute so geistesgegenwärtig! Alles Mögliche! — Eiskalt sind Sie, wie dieses Spiegelglas."

„Sie täuschen sich, meine Königin", lächelte Arpad und griff zum Sektkelch. „Wir brauchen Liebe, auch Haß. Und vor allem: Nerven."

„Vater hat mehr Blut als Sie. Ich habe mehr Feuer als Sie. Aber aus Blut und Feuer läßt sich nichts schmieden. Vater und ich, wir waten beide wie in zähem Sumpfe. Aber Sie, Arpad Steinhauer —"

„Beruhigen Sie sich, meine Schönste! Auch die Kunst braucht Sklaven. Ich selbst bin —"

„Ein König? Ein Rattenfänger sind Sie, Arpad Steinhauer. Ich wollte Ihnen das noch sagen, ehe ich —" schrie Gitta Brenner.

„Oho; so schön — und so wild —?" fragte der Geiger. „Wie reimt sich das?"

Der Wortwechsel scheuchte den verschlafenen Diener aus dem Dämmer grauer Traumtiefe. Blinzelnd starrte er vor sich hin, riß sich dann hoch, taumelte gegen den Spiegel. Ein kurzes Herumzerren, dann hatte er den schwach werdenden Händen des Mädchens den Revolver entrissen ... „Um Himmelswillen, Fräulein Gitta —?"

Arpad Steinhauer erblaßte. „Wollten Sie mich ...?" fragte er.

Die junge Fanatikerin schauerte zusammen. „Nein .. Barmherziger, nein! Ich wollte mich ... mich wollte ich erschießen. Hier, vor Ihnen! In diesem verlogenen Prunkgemach. Wo es nach welkem Lorbeer riecht und nach klebrigem Gold. Einmal muß das Elend doch ein Ende haben." Sie ließ sich in das Sofa fallen und starrte den alten Diener an. „Ja, ja, Martin. — So ist es ..."

Der Geiger beugte sich vor. „Weshalb aber", forschte er halblaut, „weshalb, Gitta —?"

Antwort gab sie nicht. Aber der alte Diener tuschelte: „So ist sie manchmal. So wild. Weil sie nämlich dichtet. Ihr Vater sagt: Brigitte ist ein verkanntes Genie. — Ich bin ein alter Mann und verstehe nichts davon."

„Ein wunde Seele", flüsterte Arpad. „Gehen Sie jetzt hinaus, Martin! Ich will hier den Arzt spielen." — Nahm die Guarneri aus dem Futteral, stimmte die neue A-Saite und begann Beethovens Romanze in F-dur. Er hatte sie oft genug gedankenlos „zugegeben". Nun aber tränkte er sie mit Feuer und Blut. So, wie der Unsterbliche sie gewollt hat ...

Gitta Brenner hörte zu mit geschlossenen Augen. Spürte dann noch eine Hand, die wie Flügelschlag einer Möwe über ihren Scheitel glitt. Arpad ging vorsichtig mit leisen Schritten aus dem Zimmer. —

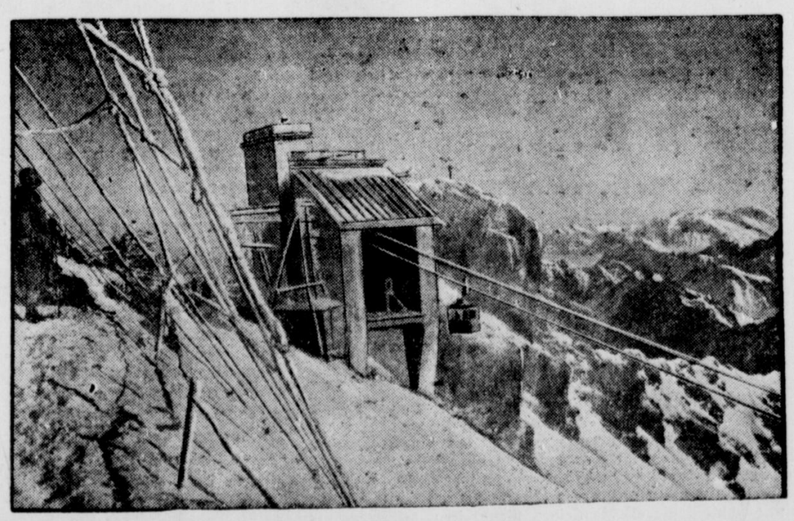
Die Konzerte in Düsseldorf und Aachen hat er abgesagt. Einige Wochen später brachten alle illustrierten Blätter die Aufnahmen der schönen Frau Brigitte Steinhauer, am Kirchenportal erhascht, nach der Trauung. Damals waren die beiden bereits in Kairo, Sensation des Westminsterhotels.

Um Weihnachten erschien „ihr" erster Roman. Die Kritik sagte: „Die schöne Frau Gitta hat eine liebenswürdige Schwäche. Sie muß unbedingt Bücher schreiben. Lassen wir ihr die Freude! Schöne Frauen berühmter Männer stehen unter Ausnahmegesetzen."

Arpad Steinhauer, mit einem vielsagenden Lächeln, bemerkte dazu: „Wir haben einander nichts mehr vorzuwerfen, meine blonde Königin. Nicht wahr?"

„Schweig', Du Rattenfänger!"

Winterstille auf Deutschlands höchstem Berggipfel



Blick auf die verschneite Endstation der Zugspitzbahn. In den Alpen ist das weiße Schweigen eingezogen. Bis auf 1000 m herunter liegt eine dichte Schneedecke und schon bald werden sich in großen Scharen die Wintersportler einfinden und in die noch unberührten Schneeflächen ihre Spuren ziehen.

Amerikanische Geistesblitze.

Gesammelt von Howard F. Gibson-St. Louis.

Erzähle deinem Mädchen, der Mond sei aus Quarkkäse, und es wird Dich auslachen. Doch wenn du deinem Mädchen beim Schein des gleichen Mondes erklärst, du würdest ein idealer Gatte sein und nach eurer Verheiratung gäbe es überhaupt keinen Streit zwischen euch beiden, dann glaubt es dir ohne weiteres.

*

Ein unvernünftiger Ehemann ist derjenige, der da glaubt, das Loch in seiner Socke müsse seiner Frau mehr Sorgen bereiten als eine fallende Masche in ihrem Seidenstrumpf.

*

Die Schönheitssalons sind heute schon so weit, daß sie alten Frauen das Aussehen junger Mädchen zu verleihen vermögen. Aber kein Schönheitssalon wird jemals in der Lage sein, alte Frauen derartig umzuwandeln, daß sie sich daran erinnern können, wo sie wohl ihre Brille liegen ließen.

Ein Kreuz, ein Strich, drei Punkte.

Skizze von Herbert Schmitt-Carién.

„Hermann! Hörst Du nicht? Da ist doch jemand an der Haustür!" Aufgeregt suchte Frau Kolthoff ihren Mann neben ihr aus bestem Schlummer zu wecken.

Schlaftrunken schlug dieser die Lider auf: „Was gibt's? Warum läßt Du mich denn nicht schlafen?"

„Es macht sich jemand an der Haustür zu schaffen! Hörst Du es denn nicht?"

„Bist Du Deiner Sache sicher? Mir scheint alles still zu sein."

„Jetzt höre ich auch nichts mehr, aber vorhin war bestimmt jemand da. Ob wir nicht lieber einmal nachsehen? Vielleicht war es der Landstreicher, der mich heute mittag so erschreckt hat."

Und Frau Kolthoff schauderte noch nachträglich, als sie an den abgerissenen, verdächtig aussehenden Mann dachte, der plötzlich in der Küche neben ihr stand, als sie allein in dem einsam gelegenen Hause war. Er hatte sich dann allerdings als ganz harmlos erwiesen und war nach Erhalt eines großen Stückes Brot und einiger Groschen ruhig gegangen. Aber jetzt suchte er vielleicht die gewonnene Kenntnis zu verwerten.

Herr Kolthoff zündete ein Licht an, und das Ehepaar begab sich nach unten. Alles erwies sich indes in Ordnung, und beide wollten sich schon wieder nach oben begeben, als die Frau meinte: „Ob wir nicht lieber auch draußen einmal nachsehen?"

Ihr Mann stimmte zu, öffnete die Haustür, auf die der helle Schein der Lampe fiel, und blieb sofort wie angewurzelt stehen: „Sieh nur, Emma, was mag das bedeuten?" Er wies auf ein mit Kreide gemaltes, seltsames Zeichen: ein Kreuz, ein Strich und drei Punkte, das quer über die Türfüllung ging.

„Bestimmt hat das der Landstreicher gemacht, um anderen ein Zeichen zu geben. Ich habe darüber in der Zeitung gelesen, sie nennen das einen Zinken, glaube ich. Aber wenn sie denken, hier einen großen Schlag führen zu können, so will ich ihnen den Spaß verderben." Damit lief Frau Kolthoff in die Küche, kam alsbald mit einem nassen Scheuertuch zurück, und in wenigen Augenblicken war die verdächtige Malerei verschwunden. Beruhigt begab sich das Paar wieder zu Bett. — —

Bereits um sechs Uhr in der Frühe ließ sich Kriminal-Inspektor Scheuermann den Landstreicher vorführen, den zwei Landjäger mitten in der Nacht auf der Straße angehalten und, da er über keinerlei Ausweispapiere verfügte, mit zur Polizeiwache genommen hatten, wo er den Rest der Nacht verbrachte.

„Was hatten Sie denn zu nachtschlafender Zeit noch auf der Straße zu suchen?" erkundigte sich streng der Beamte.

„Ich habe wirklich nichts Böses begangen", lautete die schüchterne Antwort. „Ich habe nur..."

Ehe er den Satz beenden konnte, klirrten Sporen auf dem Flur, die Tür wurde aufgerissen, und ein Landjäger mit zwei Bauern trat ins Zimmer.

„Was soll das heißen? Wie können Sie sich herausnehmen, mich hier in dieser Weise zu stören?" herrschte der Kriminal-Inspektor seinen Untergebenen an.

Dieser schlug die Hacken zusammen und meldete: „Das Ehepaar Kolthoff ist heute nacht ermordet worden. Kemnitz und Luttermann — er wies auf seine beiden Begleiter — haben sie heute morgen in ihrem Blute schwimmend aufgefunden."

„Was sagen Sie da?" Der Inspektor sprang entsetzt in die Höhe. Dann wandte er sich an einen der Bauern: „Schnell, Luttermann, berichten Sie, was Sie wissen."

„Wir kamen", erzählte der Gefragte, „wie jeden Donnerstag auf dem Wege zur Stadt an dem Kolthoffschen Hause vorbei. Mir fiel auf, daß die Haustür offen stand; daher gingen wir ins Haus, um zu fragen, ob wir vielleicht etwas von hier mitbringen sollten, wie wir es öfter tun. Schon auf dem Flur sahen wir, daß etwas nicht stimmte, und in dem Wohnzimmer, in das wir durch die offene Tür sehen konnten, lag alles wild durcheinander. Wir gingen dann nach oben und fanden die beiden alten Leute mit tiefen Stichwunden tot in ihrem Blute."

Aller Blicke richteten sich auf den Landstreicher, der zitternd dem Bericht gelauscht hatte.

Luttermann erzählte inzwischen weiter: „Der Mord kann erst gegen Morgen begangen sein; denn als wir kurz vor sechs das Verbrechen entdeckten, waren beide Leichen noch warm."

„Da haben Sie aber Dusel gehabt", wandte sich bei diesen Worten der Kriminal-Inspektor an den Häftling. „Einen Augenblick glaubte ich schon, wir hätten den Mörder gefaßt, aber wir haben Ihnen ja selbst ein Alibi besorgt. Da Sie den größten Teil der Nacht hier im Kittchen gesessen haben, kommen Sie für die Tat offenbar nicht in Betracht."

Der Alte konnte sich anscheinend immer noch nicht über die Schreckensnachricht beruhigen; er zitterte nach wie vor am ganzen Leibe und erkundigte sich schließlich mit rauher Stimme: „Das Haus, wo der Mord begangen wurde, ist das so ein kleines Landhaus mit grünen Läden gleich rechterhand hier die Straße hinunter? So viel ich gesehen habe, ist es das einzige mit einem Garten herum."

„Ja — aber wie können Sie das wissen? Ist Ihnen vielleicht über den Anschlag etwas bekannt gewesen?"

Der Alte zuckte mit den Schultern: „Ich war gestern Mittag dort. Die Frau war gut zu mir, sie gab mir Brot und etwas Geld. Daher bin ich gestern spät noch einmal hingegangen, um den Zinken auf ihre Tür zu zeichnen, mit dem wir Kunden uns bekanntgeben, daß dort gute Leute wohnen, denen man nichts antun darf: Ein Kreuz, ein Strich und drei Punkte quer über die Tür. In einem so gezeichneten Hause können die Bewohner ruhig schlafen. Und versteh' ich nicht; wirklich, das kann ich beim besten Willen nicht begreifen."

—x—

Lüttes Heimkehr.

Skizze von Frieda Callier-Bunzlau.

Im Dorfe herrschte große Aufregung: Lütte Schulz war wieder mal da, die Tochter des Gastwirts, eine berühmte Frau jetzt, die da draußen in den großen Städten auch einen ganz anderen Namen führte. Hier kannten sie das Mädchen alle nur als die kleine zierliche Lütte, die mit den jetzigen Frauen und jungen Müttern zur Schule gewandert war und dort vom alten Kantor Straubing ihre Haue bezog wie all die anderen. Eines Tages wurde sie vom Vater in die Kreisstadt gebracht, um bei Verwandten „Bildung" zu lernen. Die hatten einen großen Bierverlag und lebten in sehr guten Verhältnissen. Dort entdeckte ein Schmierendirektor die Lütte, so wie der Botaniker ein schönes Pflänzlein findet, das er dann fein säuberlich reinigt, zurecht legt und preßt, um es seinem Herbar einzuverleiben. Manchmal merkt erst ein anderer, wie selten solch ein Blümlein ist, und er läßt nicht locker, bis er es selbst besitzt. So ähnlich erging es der kleinen Lütte: Sie wanderte von einem Theater zum anderen und stieg dabei stets empor. Zuletzt erschnappte sie der Tonfilm, und mit ihm erschloß sich das Märchenland Hollywood, der Traum aller Filmleute. Doch bevor sie sich nach drüben für Jahre verpflichtete, wollte sie noch einmal die Heimat sehen, das kleine Dorf zwischen den bewaldeten Bergen, den Kretscham, der immer noch dem Vater gehörte, obwohl die Tochter Unsummen verdiente und den Eltern oft genug einen sorglosen Lebensabend verschaffen wollte. Aber sie stieß auf energischen Widerstand. „Laß man Lütte!" schrieb der Alte. „Mutter und ich wissen schon, daß Du es gut meinst. Aber solange wir zurückdenken, hat ein Schulzenbauer sich nicht von seinen Kindern ernähren lassen. Wir müßten uns ja schämen, die Mutter und ich. Wenn der Willi mal den Kretscham übernimmt und heiratet, dann ziehen wir aufs Altenteil, so wie es schon der Urahn tat. Daß Du so viel Geld verdienst, das ist ja sehr schön, aber mit uns hat das nie nichts zu tun. Geld ist ganz gut, aber mein Grund und Boden, meine gute deutsche Erde, die ist mir um nichts feil. Und geht es uns Bauern auch schlecht jetzt, ich kann's und kann's nicht glauben, daß es nicht mal wieder besser wird mit der deutschen Landwirtschaft. Nur festhalten muß man Grund und Boden, muß d'rum kämpfen bis zum äußersten. Feind und Streit hat's allweil gegeben ums deutsche Land, und bittere Not hat regiert, aber der Bauer war zäh, der hat durchgehalten, warum sollt' er das jetzt nicht mehr können?" — — Noch viel hatte der Vater damals geschrieben, als Dorfschulz verstand er die Feder zu führen, und der verwöhnten, berühmten Filmdiva mit dem phantastischen Namen war es heiß in die schönen, weltbekannten Augen gekommen, denn ganz tief im Grunde ihres Herzens regte sich der ererbte Bauernstolz, den kein Filmregisseur der Welt hatte vernichten können. Lütte, die berühmte Lütte weinte über diese schlichten, kernigen Worte des Vaters. Ganz richtige unverfälschte Tränen liefen wie glänzende Perlen über das gepuderte Gesichtchen. —

Nun war sie hier im weltfremden Dorf. Ohne ihren kostbaren Wagen. Auch die feudale Jungfer hatte sie in der Hauptstadt gelassen. Mit dem Postauto war sie von der Station gekommen, im Kretscham abgestiegen, wo Vater hinter der Theke im Gastzimmer stand und einem Kunden ein Glas Bier eingoß. Er ließ sich bei dieser wichtigen Sache auch keineswegs stören, nickte Lütte freundlich zu und rief: „Geh man immer zu Mutter in die Küche! Ich komm' gleich nach."

Dann stand sie vor der alten, lieben Frau, die sich rasch die nassen Hände an der Blaudruckschürze abwischte, so wie sie es schon vor Jahren getan, wenn sie rasch einmal von der Küchenarbeit wegmußte. Himmel, stand denn die Zeit hier still? Und wie man sie empfing! Herzlich, mit festem Handschlag. Käme sie aus irgend einer dienenden Stellung, könnt's auch nicht anders sein. Gar nicht, als sei sie lange, lange Jahre weggewesen und habe sich da draußen in der Welt Besitz errungen, um den sie manche Fürstin beneiden könnte. „Lütte", sagte die Mutter und strich ihr ein wenig scheu, aber zärtlich über das berühmt schöne Haar, „Lütte, Deine Stube oben ist zurechtgemacht. Die hab ich immer bereit gehalten, denn man wußte doch nicht, ob Du mal plötzlich stellungslos heimkommst." Der Zipfel der Blaudruckschürze fuhr verlegen an die Mutteraugen, die voll Wasser standen.

„Ach, Mutterle!" Lütte fiel der lieben, prickelsauberen Frau mit dem glattgescheitelten Haar um den Hals und küßte sie herzhaft ab. Vater Schulz stand schmunzelnd dabei. „Na Kinder, nun tut man nicht, als wollten wir hier einen begraben. Ist doch schön, daß Du noch mal zu Deinen alten Eltern kommst. Willste denn wirklich nach dem Ausland? — Na, Mutter, nun flenn bloß nicht, sie wird sich's schon noch überlegen, die Lütte."

Und sie hat es sich überlegt! Als Lütte abends in ihrem Zimmer mit den tannenen Möbeln und den weißgescheuerten Dielen war, da trat sie an das offene Fenster und blickte lange hinaus. Der Mond stand groß und silbern über dem Berge. Die Sterne blitzten und flimmerten wie im Märchen. Und das stille Tal mit den geheimnisvoll raunenden Bächen, den dunklen Wäldern und den duftenden Wiesen schien ihr selbst ein Märchen, ein echtes deutsches Kindermärchen zu sein. Die Grossel — gut konnte sie sich noch auf die alte Frau besinnen — hatte so schön erzählen können von Rittern und Königinnen. Ihre wunderschönen Schlösser und Burgen wurden dann von argen Feinden zerstört. Aber das Land, durch das sie ritten, das war noch da, das war noch deutsch! —

Am Sonntag darauf sang Lütte in der kleinen Dorfkirche. Das hatte ihr der alte Lehrer und Kantor abgerungen. „Lütte, das bist Du mir schuldig für all die kleinen Frechheiten, mit denen Du mich geärgert hast." — Lachend hatte sie zugesagt. Und wie sang sie! Die Kirche war gedrängt voll. Die meisten hatten keine Ahnung, daß die wunderschöne Frau auf den Kinoplakaten der Kreisstadt und die Lütte Schulz ein und dieselbe Persönlichkeit war. Die da oben auf der Empore kannten sie alle. Sie war unter ihnen groß geworden, mit der hatten sie als Kind gespielt und getollt, und nun gab sie ihnen von ihrer Kunst, die tief in ihre Herzen drang. Viel Hände mußte sie nach dem Gottesdienst schütteln, und ihr alter Lehrer fiel ihr vor allen Leuten um den Hals und drückte ihr einen Begeisterungskuß auf die Stirn. Was waren alle berauschenden Filmerfolge gegen diesen schlichten, ehrlichen Dank ihrer Landsleute!

Es kam überraschend für die Welt, daß die Frau mit dem berühmten Namen sich nunmehr der ernsten Kunst zuwenden wollte, amerikanische Angebote ausschlug, um ihre herrlichen Gaben nur noch dem Vaterland zu widmen.

★

Das schlafende Mädchen.

Skizze von Ernst Herbert Petri.

Es stürmte. Die entlaubten Bäume bogen sich unter dem Druck des jagenden Windes, und der Regen peitschte gegen die Fenster. Der Schutzmann in der kleinen Wachstube des Villenvorortes drehte das Licht aus und streckte sich auf die Pritsche: „Ein Hundewetter!"

Ja, wirklich, ein Hundewetter! Max Porten dachte es auch. Aber für sein Vorhaben war es ihm gerade recht. Er konnte es sich nicht besser wünschen, denn sicher hatten alle Leute in den Villen ringsum die Decke über die Ohren gezogen und waren im seligen Gefühl des Geborgenseins entschlummert. Da war wohl keiner mehr auf der Straße, der ihn beim Hochklettern an der Hausfassade beobachten konnte, und wenn das Fenster ein wenig klirren sollte, so übertönte sicher der Sturm das Geräusch.

So sprang Max Porten leicht über den Gartenzaun und tastete sich an der Regenrinne hoch, weil im Erdgeschoß die Fenster vergittert waren. Nun hing er einen Augenblick an der Hauswand, unschlüssig, welchem der beiden Fenster, die er von hier aus erreichen konnte, er sich zuwenden sollte. Er entschloß sich für das links von ihm liegende, denn es war durch Holzleisten in eine Reihe kleiner Scheiben zerlegt, von denen eine ohne Lärm dem scharfen Glasdiamanten in Max Portens Hand nachgab. Der Riegel ließ sich ohne Schwierigkeit öffnen. Der nächtliche Besucher stieg in das Zimmer ein und schloß das Fenster von innen. Zur Vorsicht holte er mit den Fingern seiner Gummihandschuhe ein wenig Kitt aus seiner Tasche, strich ihn gegen die Schnittränder des Glases und drückte die Scheibe dann wieder mit großer Sorgfalt in das Fenster hinein.

Er war wohl allein im Zimmer. Denn er hörte außer seinem eigenen Atem, der von der Anstrengung des Kletterns hastig ging, keinen Laut. Es war zu dunkel, um im Zimmer etwas unterscheiden oder die Tür finden zu können, die auf den Flur und die Treppe hinunter in die Wohnräume führen mußte, wo die Beute in Schränken und Vitrinen wartete. So ließ Max Porten seine Taschenlampe aufleuchten.

Vor Schreck fiel sie ihm beinahe aus der Hand. Denn ihr Lichtkegel verriet ihm, daß er unmittelbar vor einem Bett in mattgelbem Schleiflack stand, und darin schlief ein junges Mädchen.

Jeder Mensch erschrickt, wenn er plötzlich unvermutet vor einem Schlafenden steht, erschrickt, weil ihn ein Gefühl des Unbehagens überfällt, wie den Starken, dem ein Wehrloser überantwortet ist. Der Schlafende liegt dort, ahnungslos dem Beobachter preisgegeben, und er weiß nicht, was der Blick des anderen ihm antut. Ist es nicht unritterlich, feige fast, die Wehrlosigkeit des Schlafenden zu benutzen, um sein Gesicht in allen Einzelheiten zu prüfen, wie es bei einem Wachen nicht möglich wäre?

Max Porten hatte nie psychologische Studien getrieben. Er wußte nicht, warum er plötzlich angesichts dieser Schlafenden, die ihm doch nicht gefährlich werden konnte, vom Unbehagen gepackt wurde. War das Mädchen nicht schön in seiner heiteren Unberührtheit, in seiner sorglosen Entspannung, in der Reinheit seiner vom Leben noch unbeschriebenen faltenlosen Stirn? Was war Erschreckendes an diesem schlafenden Mädchen von sechzehn, siebzehn Jahren?

Der Einbrecher wußte es nicht. Er hatte nur das Gefühl, daß er nicht weiter gehen durfte, daß ihn etwas zwang, hier stehen zu bleiben. Das schlafende Mädchen lag wie eine Schranke zwischen ihm und der Tür dort hinten, die zur Beute führte.

Plötzlich kam ihm zum Bewußtsein, daß er den Lichtkegel seiner Taschenlampe noch immer voll auf das Gesicht der Schlafenden fallen ließ. Jetzt sah er, wie die Stirn sich krauste, wie ein Zug des Schmerzes die Mundwinkel senkte. Und das Mädchen stöhnte leise im Schlaf.

Da löschte Max Porten hastig seine Lampe, tastete sich zum Fenster und flüchtete. Er setzte über den Gartenzaun hinweg, als hätte er ein Gespenst im Nacken; er rannte die Straße hinunter und verstand sich selbst nicht mehr. —

Am nächsten Morgen trat in der Villa, die Max Porten hatte plündern wollen, das junge Mädchen zur Mutter ins Zimmer. Es war ein wenig verstört, und Schatten lagen unter seinen Augen: „Guten Morgen, Mutter. Ich habe einen bösen Traum gehabt heute nacht. Mutter, hör nur, wie einfältig und unsinnig: Ich habe geträumt, Ihr wäret gar nicht meine Eltern, sondern Ihr hättet mich nur als Kind angenommen. Mutter, erschrick doch nicht! Ich hab's ja nur geträumt und kann nichts dafür. Es ist heller Unsinn, denn denke Dir nur, ich träumte weiter, Du hättest zu dem Mann, der mich zu Euch brachte, gesagt: ‚Sie dürfen nie in das Leben meines Kindes treten. Sie werden verschwinden und nicht mehr wissen, daß Sie einmal eine kleine Tochter gehabt haben!' Mutter, verzeih mir, wenn ich Dich mit dem Unsinn quäle, aber ich muß es Dir sagen, denn der Traum war zu fürchterlich."

Das Mädchen schmiegte sich an die Mutter, und so sah es nicht das ängstlich gespannte Gesicht der Frau: „Kind, sag alles, erzähl' alles; ich bin doch Deine Mutter. Oder glaubst Du es nicht?"

„Doch, doch, aber dann träumte ich weiter, der Mann, der mich zu Euch gebracht hatte, sei heute nacht wieder gekommen, hätte mich holen wollen. Da wehrte ich mich, und dann wachte ich auf. Ich wußte, es war alles Unsinn gewesen, und doch... Mutter, denk' Dir, welcher Zufall: Mein Fenster, das ich doch nachts immer schließe, stand ein wenig offen, und der Wind blies hinein. Vielleicht hatte ich es doch nicht ganz fest zugemacht, und der Sturm drückte es auf. Ich habe das Fenster gleich in der Nacht geschlossen, aber ich konnte doch kaum schlafen. Mutter, ich bin ja so froh, daß es nur ein böser Traum war!"

Als das Mädchen aus dem Zimmer gegangen, atmete die Mutter tief auf. Dann fiel sie ein wenig in sich zusammen, als sie den Kopf in die Hände sinken ließ: „Ein Traum, und der erste Teil war doch Wahrheit!"

Dann fuhr sie plötzlich hoch, von einem Gedanken gepackt. Sie eilte in das Zimmer der Tochter, ging ans Fenster, wollte den Riegel prüfen, ob er auch richtig schloß. Da sah sie die herausgeschnittene Scheibe, die mit Kitt an den Schnitträndern haftete. Und sie faßte sich ans pochende Herz, mußte sich mit der anderen Hand gegen die Fensterbank stützen.

Doch die Schwäche dauerte nur eine Sekunde. Dann griff die Frau nach einer Bürste auf dem Frisiertisch der Tochter und zertrümmerte mit einem Schlag die Scheibe, daß der Kitt mit den Splittern in den Garten fiel: „Das Kind, seit Jahren mein Kind, darf nichts davon wissen, wer der Vater war, aus dessen Händen ich es gerettet habe."

Ruhig schritt sie die Treppe hinunter zur Küche und sagte der Angestellten: „Wenn Sie zum Einkaufen gehen, sagen Sie dem Glaser, er sollte kommen. Ich habe versehentlich eine Scheibe im Zimmer meiner Tochter zerschlagen."

★

Rebellenkönig in Gummischuhen.

Seine Majestät Haridas, König von Vizagapatam, ist von den englischen Behörden in Indien verhaftet und kürzlich zu acht Jahren Gefängnis verurteilt worden. Welch schändliche Behandlung für einen Monarchen! Wenn der Mann sich auch selbst dazu ernannt hat. Haridas ist trotz der blutrünstigen Pläne, die in seinem noch etwas jugendlichen Kopfe spuken, eine etwas komische und nach unseren Begriffen wenig königliche Erscheinung. Als Jüngling schloß er sich einem Trupp Asketen an, die am Südabhang des Himalaja ein den Göttern wohlgefälliges Leben der Entsagung führen wollten. Anscheinend sagte aber dem jungen Manne dieses auf kommunistischer Grundlage aufgebaute Hungerdasein nicht recht zu, und vor zwei Jahren kehrte Haridas aus der Wüste in den Süden zurück. Nun wurde er plötzlich zum Propheten, peitschte die religiösen Leidenschaften der Hindus auf und erreichte es, daß Tausende von Anhängern ihn wie einen Gott verehrten. Nun mußte er wohl auch schon äußerlich als solcher auftreten und sich durch seine Kleidung von gewöhnlichen Menschen unterscheiden. So trug er einen schwarzen Frack, eine seidene Hose und ein Paar Gummischuhe mit ein wenig schief getretenen Absätzen. Vor kurzem stieg er noch um einen Grad höher auf der Rangleiter und ernannte sich selbst zum König von Vizagapatam. Zum Zeichen seiner neuen Würde legte er einen Spitzenumhang über die Schultern, den er einmal einer alten Europäerin abgenommen hatte. Dazu trug er einen Sonnenschirm mit weißer Spitzenborte. Mit dieser recht friedlichen Aufmachung standen freilich seine kriegerischen Gelüste nicht in Einklang. Haridas drangsalierte alle Dörfer, die sich nicht seiner Herrschaft unterwerfen wollten, und seine Fliegende Division, tausend gutbewaffnete Leute, bildete eine ebenso gefürchtete wie schlagfertige Truppe. Schließlich lief der König aber doch der englischen Polizei in die Hände, und der majestätische Traum ist vorläufig ausgeträumt.

Landsleute, die einander nicht verstehen.

Vor kurzem sollte vor einem Gerichtshof in Milwaukee (Vereinigte Staaten) eine Frau Marten vernommen werden. Aus der Aussage wurde aber nichts, da sich im Verlauf der Verhandlungen herausstellte, daß die Frau kaum ein Wort Englisch verstand. Anhand ihrer Papiere ermittelte man sie als italienische Staatsangehörige, und ein Dolmetscher wurde gerufen. Der Mann stellte an Frau Marten eine Frage. Die Zeugin schüttelte bedauernd den Kopf: Sie verstand nichts. Der Dolmetscher versuchte es nochmals. Der Erfolg blieb aus. Dann fing die Frau zu reden an. Der Dolmetscher zuckte verständnislos die Schultern. Seiner Ansicht nach sprach die Zeugin Chinesisch oder Hindostani. Auf jeden Fall verstand er kein Wort. Schließlich geriet der Dolmetscher auf den schlauen Einfall, in den Akten nach der Geburtsprovinz der Zeugin zu suchen. Er fand dort angegeben: Bolzano. Und nun nickte er verständnisinnig. Die Frau stammte aus Tirol, aus der Gegend von Bozen, und er war in Neapel zu Hause: „Kein Wunder, daß wir uns gegenseitig nicht mit einem einzigen Wort verständigen können." Der Richter freilich konnte sich eine kleine Bemerkung nicht verkneifen: „Merkwürdig. Mir ist gesagt worden, die Tiroler seien Italiener. Davon habe ich hier nichts gemerkt." Dann rief er den italienischen Konsul an und bat diesen um Gestellung eines Dolmetschers, der „Tirolerisch" sprechen könnte. Bis heute ist seiner Bitte freilich nicht entsprochen worden, denn in Milwaukee scheint es keinen Italiener zu geben, der diese neuentdeckte Sprache beherrscht. Deutsch spricht freilich ein Viertel aller Einwohner, aber die Frau aus „Bolzano" ist ja keine Deutsche.

Illusionen / Skizze von Margarete Schröder, Dessau

„...Wo wohnt denn deine Großmutter? fragte der Wolf." — „Mutti, warum will der Wolf das wissen?" — „Warte nur, mein Junge, das wirst Du gleich merken. Also, Rotkäppchen sagte..."

„Käte, was erzählst Du dem Jungen?" — „Vati, von Rotkäppchen, eine feine Geschichte von einem bösen Wolf! Kennst Du die Geschichte nicht, Vati?" — „Aber, Käte", sagte Doktor Büren zu seiner Frau. „Du weißt doch, ich liebe nicht, daß Du Hartmut solche Märchen erzählst! Komm, mein Junge, Ilse bringt Dich jetzt zu Bett." — „Erst die Geschichte zu Ende, Vati! Was wollte der Wolf? Wollte der Rotkäppchen was tun? Der hat doch scharfe Zähne." — „Wenn ich was sage, dann geschieht es, nicht wahr, Hartmut? Sag' uns jetzt gute Nacht und laß Dich zu Bett bringen!"

Hartmut wußte, jetzt gab es keine Widerrede. Willig gab er dem Vater die Hand und ging zur Tür, ohne ein Wort zu sagen. „Ich verstehe Dich nicht", sagte Käte ziemlich erregt zu ihrem Mann, folgte aber dem Jungen.

Beim Abendessen hatten die Eltern eine Aussprache. „Versuche doch, mich zu verstehen, Käte! Ich will einen Jungen haben, der in der Wirklichkeit lebt, und keinen Phantasten. Es gibt genug Träumer in der Welt, die es zu nichts bringen."

„Ali, Du und ich, wir haben in unserer Kinderzeit auch die Märchen gehört, sie haben uns nichts geschadet. Aus Dir ist sogar ein bedeutender Forscher geworden", endete sie nicht ohne Spott. — „Aber diese Geschichten belasten den Jungen unnötig, und unsere Zeit braucht wirklich wache Menschen. Glaube mir, ich sehe es in unserem Betrieb täglich, wie solche Träumereien und Illusionen die Menschen am klaren Denken hindern."

„Ja, was soll ich ihm denn aber erzählen?" — „Beantworte ihm seine Fragen, erzähle ihm wahre Vorgänge aus der Natur, z. B. vom wirklichen Leben des Wolfes. Laß ihn mehr spielen! Wozu hat er seine Eisenbahn, seinen Stabil-Baukasten? Das fördert ihn in einer Stunde mehr als hundert unwahre Geschichten." — „Das regt doch seine Phantasie nicht an." — „Umso mehr aber seinen Verstand, und auf den kommt es an."

Käte seufzte. Sie hatte eben leider einen zu klugen Mann. Gegen den kam sie nicht an. Aber sie konnte sich nicht lange darüber Gedanken machen. Am andern Mittag traf Alfons die ganze Wohnung in Unordnung an und Käte in Tränen. „Ich habe viel Aerger gehabt, ich habe die Ilse rauswerfen müssen." — „Aber weshalb denn? Du warst doch bisher zufrieden mit dem Mädchen." — „Denke Dir, sie hat beim Einkaufen immer betrogen, stets mehr aufgeschrieben, als die Waren kosteten. Zufällig gehe ich heute selber zum Kaufmann und hole etwas Aufschnitt und Reis, da schreibt er ganz andere Preise an. Wie ich Ilse zur Rede stelle, sagt sie patzig: Da sind die Waren eben billiger geworden. Ich habe sie sofort ihre Koffer packen lassen. Nein, wie man sich so in einem Menschen täuschen kann!" Ganz aufgelöst sank Käte in einen Stuhl. Alfons hatte Mitleid mit seiner Frau. „Nimm Dir's nicht so zu Herzen! Wir suchen heut' ein neues Mädel." — „Die dann wieder betrügt!" — „Ja, Käte, du darfst den Mädchen nicht so blindlings trauen. Du mußt von vornherein mit ihren menschlichen Fehlern rechnen. Ein bißchen hast Du auch schuld bei der Sache. Du hättest sie überwachen, immer einmal Stichproben machen müssen." — „Ja, Du, Du weißt alles besser!" Ihr Aerger begann sich jetzt gegen ihren Mann zu richten. So hörte sie nicht mehr, wie er sagte: „Es ist wieder das Alte, immer in der Wirklichkeit leben und sich keine Illusionen machen über den anderen Menschen."

Wenn Alfons nach solchen Erlebnissen in sein Laboratorium kam, dann atmete er auf. Hier herrschte Klarheit, Ordnung, Nüchternheit. Sein Wort galt unbedingt. Das Labor war einer großen Flugzeugfabrik angegliedert. Alfons hatte eine Metallverbindung gefunden, die große Leichtigkeit mit hoher Widerstandsfähigkeit gegen Druck und Stoß vereinigte. Viel war damit erreicht. Aber die Praxis stellte die Wissenschaftler vor immer neue Aufgaben. Besonders jetzt, wo man mit Ernst an den Bau eines Stratosphärenflugzeuges ging, mußten wieder neue Bedingungen erfüllt werden.

Alfons erhob den Blick von seinen Berechnungen. Die Erde schien weiß unter einer dünnen Schneedecke. Da fiel ihm ein, daß ihn seine Frau im Auto abholen wollte, damit sie zusammen noch ein paar Besorgungen in der Stadt machen konnten. Weihnachten war nahe, nach den Festtagen wollten sie kurze Zeit ausspannen und über Neujahr ins Hochgebirge fahren. Alfons verschloß seine Arbeit. Am Tor wartete schon das Auto mit seiner Frau. „Guten Abend, Käte! Weshalb hast Du mich nicht rufen lassen?" — „Ich wollte Dich nicht stören, Ali. Außerdem warte ich noch nicht lange." — Lächelnd betrachtete er sie. „Entzückend siehst Du aus." — „Ja, die frische Luft tut mir gut, ich brauche eigentlich gar keine Erholung, aber Du um so mehr, mein Lieber." — „Und Du bist wieder zu meiner Erholung unbedingt nötig", erwiderte er.

Mit vielen Paketen kehrten sie dann zurück. Hartmut hatte sich schon das Näschen an der Fensterscheibe eingedrückt. „O, die vielen Pakete, Mutti! Was ist da alles drin?" Erwartungsvoll sah er [illegible] vom Weihnachtsmann! Er kommt bald selbst. Weil er nicht alles schleppen kann, hat er uns das mitgegeben." Da hörte sie ein Räuspern ihres Mannes. Als der Junge half, die Pakete in Muttis Schrank zu legen, sagte Alfons: „Laß bitte den Unsinn mit dem Weihnachtsmann!" Es klang gereizt.

„Es ist doch so harmlos, den Kindern von dem Weihnachtsmann zu erzählen." — „Nur Dir scheint es harmlos. Wenn der Junge denkt, muß ihm die Ungerechtigkeit des Weihnachtsmannes auffallen, der ihm so viel und armen Kindern so wenig bringt."

„Wenn ich nicht vom Weihnachtsmann erzählen soll, dann willst Du wohl diesmal auch keinen Weihnachtsbaum für den Jungen? Denn es ist ja eigentlich auch Unsinn, Lichter auf einen Baum zu stecken..."

Ganz beglückt rief er: „Siehst Du es endlich ein? Wirklich, am liebsten ist es mir ohne Baum." — „Ja? Na, da kannst Du ohne mich und ohne den Jungen feiern. Denn ohne Weihnachtsbaum und Weihnachtsmann ist es für mich kein richtiges Fest."

Käte faßte ihren Jungen an und verschwand mit ihm im Kinderzimmer. Am Morgen wollte Alfons noch einmal davon sprechen. Doch Käte schnitt ihm das Wort ab. „Keine Rücksichtnahme, bitte! Jeder feiert Weihnachten auf seine Weise. Ich verreise mit dem Jungen. Du magst verreisen oder hierbleiben, ganz wie Du willst. Du bist für Abschaffung der Illusionen, ich jetzt auch. Wozu sollen wir auch Weihnachten zusammen sein? Jeder lebt eben nach seiner Fasson."

Käte machte ihr Wort wahr. Drei Tage vor dem Fest fuhr sie ab. „Am 5. Januar bin ich wieder hier. Hab' keine Sorge um uns, und erhole Du Dich gut!"

Nun war Alfons allein. Bis zuletzt hatte er geglaubt, Käte mache nur Spaß, wollte nur drohen. Nein, sie war ganz nüchtern, ganz modern. Aber — merkwürdigerweise — es gefiel ihm nicht. Er wollte nicht verreisen, er wollte bleiben. Hier hatte er ja Ruhe und Erholung. Es war still, fast zu still...

Am 24. Dezember war das Labor den ganzen Tag geschlossen. Alfons hatte nichts zu tun. Er legte sich daheim auf das Ruhebett, um die Stille zu genießen. Aber je länger er lag, desto unruhiger wurde er. Es taugte nichts, Weihnachten allein zu sein. Es war schon vier Uhr, als er sich entschloß, zu seiner Mutter zu fahren, die als Witwe in einem nahen Städtchen lebte.

Um zehn Uhr langte er am Bestimmungsort an. Bei der Mutter waren Käte und Hartmut. „Schade, mein Junge, Du kommst zu spät. Dein Sohn schläft schon, und die Lichter am Baum sind 'runtergebrannt."

„Wir stecken noch einmal neue auf, Mutter. Und Hartmut holen wir aus dem Bett, wenn der Lichterbaum brennt. Ich habe eingesehen, es ist nichts ohne Liebe und ein wenig Illusion."